

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 14 (1920)
Heft: 2

Artikel: Ein Tag der Niederlagen
Autor: Ragaz, Clara
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-134647>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

sich aufklären zu lassen. Und da ich nun einmal darauf zu sprechen gekommen bin, will ich schließen mit der Bemerkung: ich habe kaum so gutes Geschick im Aufklären wie im Beleben. Ich wecke zuerst das Leben, erst nachher komme ich mit der Aufklärung, oder jedenfalls geschehen Belebung und Aufklärung bei mir gleichzeitig, und ich glaube, das ist richtig; denn gerade Belebung braucht man am meisten. Also ist die Belebung viel eher meine Aufgabe an der Schule als die Aufklärung. Wenn dann erst richtiges Leben in uns gekommen ist, beginnen wir noch ein wenig mit dem Aufklären. Will man mich nun fragen, wieso ich dazu kam, die Leute erst lebendig zu machen und sie erst nachher aufzuklären, oder mindestens beides gleichzeitig zu tun, mit andern Worten, wie ich, der ich nicht zu den Propheten gehöre, weil ich keine eigentliche Schule durchgemacht habe, Volkserzieher geworden sei, so antworte ich: Das kommt davon, daß ich im Anfang meiner volksbildenden Tätigkeit unter Leuten lebte, die keine Aufklärung in sich aufnehmen konnten, bevor nicht Leben in sie gekommen; es waren einfache Leute, welche sozusagen nichts von Bildung wußten — sie mußten einmal belebt werden. Hätte ich Leute getroffen wie die Studenten in Kopenhagen, so hätte ich mich vielleicht auch dahinter gemacht, Aufklärung ohne Belebung zu bieten; das ist nämlich gewissermaßen das Leichteste. Aber gegenüber den Leuten, auf die ich stieß, mußte ich, wie gesagt, anders vorgehen. Ich glaube auch: je mehr man das dänische Volk kennen lernt, desto mehr wird man erfahren, daß die Leute sowohl in Kopenhagen als auch außerhalb nicht richtig aufgeklärt werden können, wenn nicht zuerst wahres Leben in sie gekommen ist oder doch daß Aufklärung und Belebung Hand in Hand gehen müssen.

Fritz Wartenweiler.

Ein Tag der Niederlagen.

Der 8. Februar, wo im Kanton Baselstadt das Frauenstimmrecht mit einer $\frac{2}{3}$ Mehrheit, im Kanton Zürich mit einer $\frac{4}{5}$ Mehrheit abgelehnt wurde, ist ein Blatt in unserer Schweizergeschichte, auf das eine zukünftige Generation mit Erröten zurückschauen wird. Viele halten es auch schon heute für ein unrühmliches Blatt und sind tief betrübt darüber, daß in zweien unserer fortschrittlichsten Kantone der Geist der Demokratie eine so schmachvolle Niederlage erlitten hat. Einige trösten sich wohl mit unserer „Ueberdemokratie“, die eben jeden Entscheid dem Volke überlasse und die darum raschen Entwicklungen nicht so günstig sei wie das rückschrittlichere parlamentarische System anderer Länder; aber sie mögen bedenken, was für ein trauriges Licht es auf den „demokratischen“ Geist unserer stimmberechtigten Bevölkerung wirft, wenn die demokratischen Einrichtungen dazu benützt werden, die eine, größere Hälfte der Be-

völkerung von dem Rechte auszuschließen, ihre Wünsche und ihren Willen im Leben der Allgemeinheit zur Geltung zu bringen. Viele freilich freuen sich auch, die „rückschrittlichen“ Frauen noch für eine Weile vom Regiment ausgeschlossen zu haben und merken nicht, daß, um den Rückschritt zu verhindern, sie selbst rückschrittlich geworden sind. Andere freuen sich, die Stärkung der „extremen“ Elemente verhütet zu haben und sagen sich nicht, daß einerseits die „extremen“ Elemente gerade durch ihre politische Ohnmacht und Rechtlosigkeit zu „extremen“ Handlungen getrieben werden und daß andererseits es eben im Wesen der Demokratie läge, diejenige Geistesrichtung zum Ausdruck zu bringen, die im Volke am stärksten vertreten ist. Wären die extremen Elemente in der Uebersahl, gut, so müßte eine Demokratie sich damit abfinden, sie herrschen zu lassen; sind sie es nicht, so müssen eben sie sich der Mehrheit fügen.

Aber daß es der großen Mehrzahl unserer Stimmberechtigten weder um Demokratie noch um Wahrheit zu tun war, das sah man schon aus den Argumenten, die sie gegen das Frauenstimmrecht anführten und aus den Plakaten, mit denen sie es bekämpften. Man schämte sich wirklich, einem Lande anzugehören, in dem solch verstaubte, veraltete Ladenhüter von Wizen und Wizeleien aufgetischt werden durften in Zeitungen, die sonst wünschen, ernst genommen zu werden, und wenn man erst das freischende, keifende Stimmrechtsweib sah, das den braven Bürgern zur Abschreckung an die Wand gemalt wurde, so mußte man sich fragen, in was für einem Jahrhundert wir in der Schweiz eigentlich leben?

Aber nicht nur der Gedanke der Demokratie, auch die Sozialdemokratie hat am 8. Februar eine Niederlage erlitten. Daß die Frauenstimmrechtsvorlage nicht durchdringen würde auf dem Land, das konnte man schließlich voraussehen. Auch daß nicht der letzte Sozialdemokrat der Parole gehorchen werde, war anzunehmen; aber daß in den Hochburgen der Sozialdemokratie, in den Stadtkreisen freisen 3, 4, 5 von Zürich nur 5113 Ja, 10550 Nein gegenüberstehen würden, das hätte sich auch der schwarzseherischste Schwarzseher nicht gedacht. Bloß ein Drittel unserer Genossen hat es erfaßt, daß der Sozialismus nicht nur die Befreiung des Arbeiters aus seiner materiellen Knechtschaft, sondern auch die Befreiung der Frau aus ihrer politischen, sozialen und wirtschaftlichen Unterdrückung verlangt. Bloß ein Drittel unserer Genossen hat sich bereit gefunden, um der allgemeinen Gerechtigkeit willen auf eigene Vorrechte zu verzichten. Bloß ein Drittel unserer Genossen hat in der Frau die ebenbürtige Gefährtin und Kampfgenossin anerkannt. Diese Tatsache zeigt uns mit erschreckender Deutlichkeit, wie wenig Sozialismus in unserer Sozialdemokratie noch herrscht, und der einzige Lichtblick dabei ist, daß die sozialdemokratische Presse von Basel und Zürich mit aller wünschbaren Entschiedenheit den Finger auf die wunde Stelle legte und den Genossen zu bedenken gab, wie traurig

sie dastehen, wenn sie sich nur für eigene materielle Forderungen zu wehren und aufzuregen vermögen, aber sofort versagen, wo es sich um ideelle Forderungen handelte, von denen kein augenblicklicher „Nutzen“ zu erwarten ist.

Ja, die Abstimmung selbst, aber auch schon die Vorarbeit für die Abstimmung in sozialdemokratischen Kreisen hat uns gelehrt, wie sehr der Herr-im-Hause-Standpunkt, den der Arbeiter beim Arbeitgeber so bekämpft, beim Arbeiter selbst gilt, wo es sich um die Frau, namentlich um seine Frau handelt. Er will die Frau für sich und nicht für die Politik. Der zweite Grund, warum er sich in so großen Massen ablehnend verhält gegenüber dem Frauenstimmrecht, liegt doch wohl auch in seiner Ueberschätzung der Politik. Alles, was mit Politik, öffentlicher Verwaltung, Behörden zusammenhängt, hat noch so viel Wichtigkeit für ihn, daß es ihm wie Entweihung vorkommt, wenn in diese Heiligtümer wie Abstimmungslokale und Ratsäle Frauen eindringen sollen. Ein dritter und nicht nebensächlicher Grund ist die Furcht vor der moralischen Ueberlegenheit der Frau. Polizeistunde, Wirtshausverbot, Gemeindebestimmungsrecht, das waren Schreckgespenster, die wohl mehr als man denkt das Abstimmungsergebnis beeinflussten.

Haben aber wir Frauen dieses ehrende Mißtrauen verdient? Ich glaube, nein. Gewiß sind viele Frauen beteiligt am Kampf gegen den Alkohol, gegen die Prostitution, für eine größere sittliche Reinheit in unserem Zusammenleben; aber ihre Zahl ist immerhin klein gegenüber der großen Masse der Gleichgültigen; sie fallen nur auf, während die Gleichgültigen eben durch ihre Gleichgültigkeit sich der Beachtung entziehen. So tut man uns leider Unrecht, wenn man von unserm Eintreten in die Politik sofort einen großen Umschwung in den Angelegenheiten des öffentlichen Wohles erwartet.

Im übrigen ist gerade die Haltung der Frauen bei Anlaß dieser wichtigen Abstimmung die dritte Niederlage, die wir zu verzeichnen haben, die dritte und nicht die leichteste. Denn wie wäre ein so trauriges Abstimmungsergebnis möglich gewesen, wenn wir Frauen selbst eine andere Stellung eingenommen hätten in Bezug auf die Stimmrechtsfrage? Hätten so viele Männer es gewagt, ihre Frauen als politisch unmündig zu erklären, so viele Brüder ihre Schwestern, so viele Söhne ihre Mütter, so viele Väter ihre Töchter, wenn diese Frauen, Schwestern, Mütter, Töchter es verstanden hätten, ihren Männern, Brüdern, Söhnen, Vätern klar und eindringlich darzustellen, was für eine tiefere Bedeutung diese Abstimmung habe? Hätten sie ihr Nein einlegen können, wenn sie gewußt hätten, daß ihre weiblichen Angehörigen zu Hause in angstvoller Spannung darauf warteten, ob ihnen der Tag Erlösung aus politischer Rechtlosigkeit, die Möglichkeit einer freieren Entfaltung ihrer Gaben und Kräfte für das Allgemeinwohl bringe? Die natürliche Selbstsucht der Männer in allen Ehren, aber ich glaube doch,

daß einem ernstem aufrichtigen Willen der Frauen gegenüber sie nicht standgehalten hätte. Ja, die „Weiber“ im Allgemeinen, die so herkommen und einem einen Vortrag halten, oder die in einer Versammlung Rechte fordern, die kann man noch mit einem Achselzucken abtun; aber dem stillen, zähen Ernst der eigenen Frau, der eigenen Angehörigen, bei denen man auch Uebereinstimmung von Wort, Ueberzeugung und Wirken spürte, wäre es viel schwerer sich zu entziehen.

Statt dessen aber, was haben die meisten Männer für einen Eindruck von der Stellung zur Frau zur Stimmrechtsfrage bekommen müssen? Gleichgültigkeit, Geringschätzung, Ablehnung! Am wenigsten noch der Arbeiter, aber doch auch er, und dann die ganze Welt des Kleinbürgertums und dann die große Masse des Mittelstandes und erst die sogenannte große Welt! Ja, da gibt es doch so viel wichtigere Fragen zu entscheiden: materielle Sorgen, Wohnung, Kleidung, der Konkurrenzkampf im Beruf oder auf dem Heiratsmarkt, vielleicht auch allerlei gemeinnützige oder gar soziale Bestrebungen; aber das Frauenstimmrecht läßt einen kalt. Rings um uns her fallen die Sklavenketten der Frau, wir tragen unsere ruhig weiter, kaum merkend, daß es solche sind, kaum merkend, was es bedeutet, wenn die Tirolerin und die ungarische Bauernfrau wählbar sind und wählen dürfen, während die Schweizerin, die sich sonst auf ihre Bildung und Fortschrittlichkeit nicht wenig zu gute tat, beiseite stehen muß. Wir stehen an einer Wende der Zeiten und Tod und Leben der Menschheit hängt davon ab, wie sich das Leben der Völker nach Außen und nach Innen organisiert. Wir finden nichts darin, daß unsere Stimme nicht gehört, unsere Hand nicht gebraucht wird in dieser Zeit. Wir vergießen sentimentale oder auch aufrichtige Tränen über das Kinderelend in Wien und die furchtbare Lage der Gefangenen in Sibirien; aber wir verlangen keine Rechte, die uns dazu hülfsen, mitzuarbeiten an der Bekämpfung des Krieges, der Grundursache dieses Elendes. Wir sind hochpatriotisch oder auch aufrichtig vaterlandsliebend, stricken, nähen, waschen uns die Finger wund für die Soldaten; aber wir überlassen das Schicksal dieses Vaterlandes und dieser Soldaten weiter den Männern. Wir sind Musterhausfrauen und Musterhausmütter, aber wir lassen ohne mit der Wimper zu zucken, Staat und Gemeinde, Jahr um Jahr mehr sich in unsern Haushalt und unsere Kindererziehung einmischen und verlangen nicht als Gegenwert Sitz und Stimme in den Behörden, die uns unsere früheren Kompetenzen entziehen. Wir jammern über die steigenden Lebensmittelpreise, die Wohnungsteuerung und Wohnungsnot, über die hohen Steuern; aber wir legen diese Steuergelder doch jedes Jahr wieder vertrauensvoll in die Hände der Männer und geben uns damit zufrieden, daß sie allein über ihre Verwendung entscheiden. Wir regen uns auf über das einzelne Elend, die einzelne Not, die uns zu Gesichte kommt;

aber wir dulden es ruhig, daß die wirtschaftlichen und politischen Zustände, die diese Not schaffen, weiterbestehen. „Es ist ja nicht unsere Sache, es ist Sache der Männer, die Welt umzugestalten: unser Reich ist das Heim.“

Bin ich ungerecht? Ist es wirklich Schuld der Frau, daß die Männer das Frauenstimmrecht verworfen haben? Ja und nein. Gewiß ist die Frau, so wie sie heute ist, auch ein Produkt ihrer Umgebung, der um sie herum herrschenden Auffassungen; aber soweit man den einzelnen Menschen Verantwortung zuschreiben kann, und ich möchte darin recht weit gehen, ist sie schuldig an ihrer Niederlage. Wären wir Frauen anders, wären wir Frauen als Masse entschieden, klar, fest in unserer Ueberzeugung von der Notwendigkeit des Frauenstimmrechtes und von unserm unbedingten Recht auf die politische Mündigkeit, wir hätten es auch erungen. Bei uns gilt es darum anzusehen, uns gilt es aufzurütteln.

Aber überschätze ich die politischen Rechte nicht? Haben sie so viel Wert? Kommt es schließlich nicht auf etwas viel Tieferes an als auf äußere Rechte, auf etwas viel Tieferes, als was sich auf dem Boden der Politik verwirklichen läßt? — Gewiß. Man kann auch ohne äußere Rechte ein schönes Lebenswerk vollbringen; eine Josephine Butler, eine Florence Nightingale, eine Berta von Suttner, eine Frau Drelli haben ohne Frauenstimmrecht Größeres geleistet als mancher Nationalrat oder Bundesrat. Menschen von ganz großem Kaliber setzen sich durch trotz aller Ungunst der Verhältnisse; aber wir andern, Kleinern hätten es nötig, unsere Energie und Gedankenarbeit direkt auf unser Werk richten zu dürfen und nicht zuerst sie an den künstlichen Hemmnissen, die uns durch unsere politische Unmündigkeit in den Weg gelegt sind, aufzureiben. Es ist wahrscheinlich, daß in Zukunft immer weniger der Entscheidungskampf auf dem Boden der Politik fallen wird; aber wir werden doch auf lange hinaus mit dem politischen Leben als einer starken und einflußreichen Macht zu rechnen haben; die Politik wird auf lange hinaus noch eines der Werkzeuge sein, mit dem wir unsere Pläne und Gedanken für das Zusammenleben der Menschen und der Völker durchzusetzen haben. So wenig sie an sich das Tiefste ist, so wenig werden wir ihrer entraten können, manchmal gerade zur Verwirklichung von Gedanken, die auf eine Umgestaltung unseres Lebens vom Tiefsten her ausgehen.

Ein Beispiel dafür ist gerade das Frauenstimmrecht. Auch in den Staaten, die es eingeführt haben, ist die Frau deswegen tatsächlich noch nicht gleichberechtigt mit dem Mann. Sie ist immer noch Neuling, Gast, sie muß sich ihre Stellung erst erringen. Das wird sie in dem Maße, als sie innerlich selbständig, unabhängig wird, zu sich selbst zurückkehrt. Die politische Gleichberechtigung erleichtert ihr nur diese Rückkehr zu sich selbst; sie schafft sie noch nicht. Und von Seiten des Mannes ist sie erst eine äußere Anerkennung

der Gleichwertigkeit von Mann und Frau, ein äußerer Verzicht auf äußere Vorrechte, noch nicht die innere Ueberwindung des Herrengefühls. Aber als Symbol ist sie doch bedeutsam und durch das Fallen der äußeren Schranken fällt manches innere Hemmnis wie von selbst.

Umgekehrt ist die Haltung der Abstimmenden in Basel und Zürich als Symbol für ihre ganze Gesinnung so unendlich betäubend, als Symptom für die ganze Geistesverfassung unserer Schweizerbürger; denn natürlich ist von den übrigen Schweizerbürgern nichts Besseres zu erwarten als von den Stimmberechtigten der Kantone Basel und Zürich und seiner Zeit Neuenburg. Der Krieg und seine Erschütterungen, die Revolutionen und ihre Erschütterungen haben unsern Schweizerbürger nicht aus seiner Ruhe und Beschaulichkeit aufzurütteln vermocht. Was außerhalb seiner Grenzen geschieht, geht ihn immer noch nichts an; darum würde er auch in hundert Jahren noch sich im glücklichen Wahne wiegen, im fortschrittlichsten, demokratischsten und freiesten Lande der Welt zu leben und der fortschrittlichste, demokratischste und freieste Mann der Welt zu sein und wenn ringsum alle Länder und alle Völker ihn überflügelt hätten an freiheitlichen Gedanken und Einrichtungen, vorausgesetzt, daß ein solches Reservat veralteter Institutionen auf die Dauer für sich allein bestehen könnte.

Selbstzufriedenheit, Selbstsicherheit und Satttheit und die Furcht vor dem sittlichen Ernst der Frau haben unsern Schweizerbürger dazu veranlaßt, der Frau das Stimmrecht vorzuenthalten. Werden diese Selbstzufriedenheit, Selbstsicherheit und Satttheit, diese Furcht vor einer sittlichen Erneuerung nicht auch bei andern wichtigen Entschieden ihre verhängnisvolle Rolle spielen?

Gleichgültigkeit, Enge des Horizontes, Mangel an Verantwortlichkeitsgefühl haben uns Frauen daran verhindert, uns kräftiger für unsere Rechte zu wehren. Werden diese Faktoren uns nicht auch daran hindern, die großen Aufgaben unserer Zeit groß zu erfassen und groß durchzuführen?

Diese Gedanken sind es, die uns den Ausgang der Abstimmung vom 8. Februar mit so viel Schmerz, Bitterkeit und Besorgnis empfinden ließen, die uns mit Trauer und Scham über uns und unser Volk erfüllen.

Es gibt wohl Niederlagen, die Siege vorbereiten; die Niederlagen vom 8. Februar drohen eher, neue Niederlagen vorzubereiten, wenn wir uns durch sie nicht gründlich aufrütteln lassen.

Clara Nagaz.